Dorenzathe.

Roman von Melati von Java.

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Tepe van Hermurde.

1. Kapitel.

Es war lange todtenstille gewesen im kleinen Salon des Hauses Dorenzathe.

Nur das regelmäßige Ticken der alten Stutzuhr und das Knistern des Holzes im offenen Kaminfeuer unterbrachen die Stille da drinnen. Draußen aber brannte der Herbststurm und trieb die Fenster, gegen welche er von Zeit zu Zeit schwere Regengüsse schleuderte, in ihren Fugen knarren.

Auf einem Schemel vor dem Feuer saß ein junges Mädchen, während dicht neben ihm in einem tiefen Ruhesessel eine alte Dame so unbeweglich lag, daß ihr regelmäßiges Athmen es kaum zu verrathen brauchte, daß sie auf einige Augenblicke alle irdischen Sorgen vergessen hatte.

Das junge Mädchen, das bisher träumerisch in die Glut gestarrt hatte, blickte jetzt die alte Dame unverwandt an, bis diese, durch das Magnetische dieses Blickes oder durch einen stärkeren Windstoß aus ihrem Schlummer aufgeschreckt, verwirrt im halbdunklen Gemache umherschaute und mit unsicherer Stimme fragte:

„Wie spät ist es, Isabel?"

„Der Thee brodelt schon, Großmama! Soll ich Licht machen?"

„Ja, Kind, ihne das! Ach, ich bin wieder in Schlaf gefallen? Und ich wollte gerade ein wenig an die alten Zeiten denken, aber die Augen fallen zu, ehe man es weiß. Das bringt das Alter mit sich, aber du, liebes Herz, hast du auch die Vergangenheit aus der Asche emporgerufen?"

„Meine Vergangenheit ist noch so kurz, Großmama!"

„Und die Zukunft so lang, nicht wahr? Ach — bei mir ist es gerade das Gegentheil — o mein Gott; bald ist es aus . . . wenigstens hier."

„Wäre ich nur schon so weit wie du, Großmama!"

„O nein! nein! Das Leben ist schön, Isa, was auch die Misanthropen sagen mögen. Man vergißt den Schmerz bald. Rosen und Dornen wachsen an einem Strauch; stach ich mich an der einen, so erquickte mich der andern Duft. Ich habe viel geweint, aber auch viel gelacht, und ich bin dem lieben Gott dankbar für Sonnenschein und Regen."

So plaudert die alte Dame, die verwittwete Gräfin de Marcy-Grandville in gemüthlichem Tone fort, die Landessprache mit vielen Brocken aus ihrer französischen Heimath unterbrechend.

Isabella hatte inzwischen die Lampe angezündet, so daß die beiden Frauengestalten nun in das volle Licht traten. Es war ein eigenthümlicher Kontrast, die eine schon am Rande des Grabes, die andere eben zur Jungfrau herangeblüht.

Die Wittwe in ihrem dunklen Kleide, mit dem regelmäßig gefurchten und von tiefen Leiden durchfurchten Angesichte trug als eine natürliche Krone ihre schneeweißen, aber noch glänzenden Locken unter dem feinen Spitzenhäubchen, dessen lange Bänder mit einer gewissen Koketterie unter dem Kinn zusammengeknüpft waren.

Das Fräulein glich der Großmutter, soweit die Jugend dem Alter gleichen kann; die vollen, blühenden Wangen mochten vor Jahren auch der alten Dame eigen gewesen sein; besonders charakteristisch erschienen der Schnitt der Nase, die Wölbung der Stirn über den ungemein tiefliegenden hellblauen Augen und vor allem ein gewisser Ausdruck des Mundes, voll Lust und Laune, wenn sie lachte, aber etwas herb, wenn sie in Gedanken dasaß — das waren die hervorstechenden Familienzüge, die Isabella einem vermutlich Portrait ihrer Großmutter ähnlich machten.

Mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtete die Gräfin ihre Enkelin.

„Sie hat die rechte Schönheit; keine ephemere Schönheit, welche die Feuerprobe der Jahre nicht bestehen kann und nur vom Teint abhängt, sondern das Dauernde, das sie, wenn sie selbst eine Großmutter sein wird, noch eine hübsche Frau wird gelten lassen," sprach die alte Dame dann vor sich hin.

„Sagtest du etwas, Großmama?"

„Nein, Kind — ich wollte nur sagen, du mußt deine rechte Carrière einmal in die Höhe und fähig [illegible] wie Gouvernante. Madame [illegible] meinte mich immer, [illegible] den [illegible] Kerker, und [illegible]

[illegible] die Magd, welche den [illegible] diese pädagogische Er[illegible] der Notar nicht kommen, [illegible] bei dem [illegible] Erziehung, [illegible] wir ein [illegible]

[illegible] das ist eigentlich nichts für dein Alter. Monsieur de la Ferrière [illegible] mein hochnäsiger Vetter [illegible] immer, daß eine unverheirathete Dame an keinem Spiele theilnehmen dürfe."

„Du willst vom Kartenspiel gelten lassen, aber das edle Schachspiel hast du nur gelernt, damit ich mit dir die langen Winterabende spielen kann. Der gute Herr Barends fang an verlassen zu sein."

„Weißt du, meine Liebe, ich möchte noch mal im Almanach de Gotha blättern; wir sind ja mit den Montmorencys und de Noailles verwandt, dies mir nochmal vor, was über die erlauchten Häuser Frankreichs darin vorkommt."

„Ja, Großmama, aber das ist bald geschehen."

„Dann sehen wir uns das Wappen der Montmorencys in dem Wörterbuch der Heraldik etwas näher an. Die beiden Adler in meinem Wappen stammen daher."

„Ich wollte, daß wir in Frankreich geblieben wären, Großmama, da hätte unser Adel doch noch etwas zu bedeuten, aber hier . . . ."

„Adel wird überall respektiert. Ja, wo er sich selbst respektiert. Mesalliancen, das ist die Pest des Adels . . . leider ist auch unsere Familie davon angesteckt. Hatte mein Urgroßvater nicht die sehr reiche aber bürgerliche Marthe Trecourt geheirathet, dann hätte der Vikomte de la Ferrière nie um die Hand seiner Tochter angehalten, und die Familie deines Vaters, Kind, die war auch nicht weit her."

„Die Revolution hat alles zerstört."

„Aus der Revolution sind wir fleckenlos hervorgegangen — aber ich will dir das Geheimnis dieser Mesalliancen verrathen, Kind — unser Schild mußte ein wenig vergoldet werden."

„Mir wäre er ohne diese bürgerliche Vergoldung lieber gewesen."

„Gut, sehr gut; so hör' ich es gerne," sagte die Großmutter. „Komm her, Kind, ich muß dich umarmen für das gute Wort; du müßtest es im Wappen führen. Nein, du wirst unser Geschlecht nicht mit bürgerlichem Blute vermischen. Hüte dich vor einem Bürgerlichen!"

„Ich einen gemeinen Bürgerlichen heirathen? Nun und nimmermehr!"

Stolz stand sie da vor der alten Dame, die ihr wohlgefällig zusah; ihre hohe Gestalt war nun ganz so, wie die Großmutter es verlangte, und um ihre Lippen spielte der eigenartige Zug, der den mehr als gewöhnlichen Stolz ihres Geschlechtes verrieth.

„Ich habe mich nicht getäuscht," sagte die Gräfin bewegt. „Der Ruhm unseres Geschlechtes stirbt noch nicht dahin."

„Ja, Großmama, ich stimme mit dir überein, und das gefällt Papa nur halbwegs."

„Er hat ganz die Art und Weise eines Edelmannes, aber seine Ideen!"

„Ja, Papa beurtheilt die Wappen auch nach ihrer Vergoldung."

Es ward geschellt.

„Doch vielleicht der Notar? Das wäre gar zu freundlich!"

Gleich darauf wurde an der Thüre gepocht und ein kleiner, ziemlich bejahrter Herr trat ein.

Die Gräfin begrüßte ihn mit einem bevenswürdigen Lächeln und streckte ihm als Beweis freundlicher Familiarität die linke Hand entgegen.

Isabella reichte ihm eine Tasse Thee und sagte lächelnd:

„Ich bewundere Ihren Muth, Herr Notar!"

„Ja, meine Damen, ich muß mich entschuldigen, es ist etwas spät geworden, ich wurde aufgehalten. Ist Herr de Marcy nicht zu Hause?"

„Papa ist seit gestern nach Paalboich, wo eine Treibjagd veranstaltet ist, und wird schwerlich vor übermorgen heimkehren."

„Das thut mir leid, das thut mir sehr leid!"

„Haben Sie etwas mit meinem Sohne zu besprechen, Herr Barends?"

„Ja, gnädige Frau, in sehr dringender Angelegenheit."

„So?" sagte die alte Dame gedehnt, während ihre glänzenden Augen auf den Notar gerichtet waren. „Das ist ja sehr merkwürdig. Bitte, Isabella, hole mir . . . ."

„O gnädige Frau, Sie brauchen das Fräulein nicht wegzusenden. Ich kann Ihnen die Ursache meines Besuches bei Herrn de Marcy ruhig mittheilen, wenn auch das gnädige Fräulein anwesend ist."

„Ja, im Grunde ist es auch einerlei, mit wem Sie über die Sache reden, sind doch die Angelegenheiten meines Sohnes auch die meinigen."

Der Notar lächelte unwillkürlich, ohne daß die Damen es bemerkten, dann sagte er, indem er sehr angelegentlich in seinem Taschenbuch zu blättern schien:

„Herr de Marcy hat mir nämlich aufgetragen, ihn zu benachrichtigen, wenn vielleicht jemand käme, der ernstliche Absichten hätte, das Haus Dorenzathe zu kaufen . . ."

Die Gräfin schlug ihre feinen Hände krampfhaft zusammen; die Linien ihres Angesichtes vertieften sich und Zorn und Entrüstung funkelten aus ihren Augen, während sie stotternd ausrief:

„Do—ren—zathe . . . verkau . . . fen . Das ist entsetzlich, das ist unmöglich!"

„O fiui, Papa! Nein, das hätte ich nicht gedacht," pflichtete ihr auch Isabella bei.

„Aber, meine theuren Damen — hätte ich nur nichts gesagt! Ich meinte, Sie hätten darum gewußt — was wird Herr de Marcy . . ."

„Der Vikomte hat mir nichts davon gesagt, aber ich bin sehr froh, daß er es weiß, Herr Barends, sehr zufrieden."

Sie lehnte sich zurück und schwieg eine geraume Weile; der Notar spielte mit seinem Röteichen und Isabella sah im Nachdenken verloren.

Die Stille begann peinlich zu werden, bis endlich die alte Dame langsam fragte:

„Und wer hat Absichten auf unser Haus?"

„Die Person, die es angeht, ist nicht hier, aber ich weiß doch genug, Näheres darüber sagen zu können."

„Darf ich seinen Namen nicht erfahren?"

„Gewiß, gnädige Frau! Es ist der Bruder des Zimmermanns Brons, der vor längerer Zeit nach Ostindien gegangen ist; Sie erinnern sich wohl nicht mehr?"

„O doch, o doch. Jener Taugenichts, der als Knabe meinen armen Alfred so geschlagen hat, der Bruder des Zimmermanns und der Obsthändlerin Frau Piering. Und der will Dorenzathe kaufen?"

Ihre Stimme klang schneidend kalt und ironisch; Isabella hielt mit peinlichem Ausdruck ihren Blick auf den Notar gerichtet.

„Ja", fuhr dieser nicht wenig verlegen fort, „Dorus Brons soll Millionär geworden sein und da drüben, er hat sein Geschäft aufgegeben und wird mit dem ersten Mai erwartet, um sich hier in Groothausen niederzulassen."

„Natürlich, er hat recht. Millionen sind überall respektirt, warum nicht in seiner Heimath?"

„Ist das der Vater jenes Knaben, der hier bei dem Zimmermann wohnte und in Groothausen zur Schule ging?"

„Der nämliche, gnädiges Fräulein!"

„Woher kennst du den Gamin, Isa?"

„Er kam bisweilen mit, wenn sein Onkel hier auf dem Schloß zu arbeiten hatte. Auch auf einer Visite beim Bürgermeister bin ich mit ihm zusammengetroffen."

„So, wurde der Knabe da zugelassen? Das wußt ich nicht."

„Geld öffnet alle Thüren. Er ist der einzige Sohn des reichen Brons, der vor einigen Jahren Wittwer wurde. Er war sehr wild und lästig, der Onkel hat mir oft seine Noth geklagt, aber er lernte gut und hat nun sein Examen als Mineningenieur bestanden. Aus solch wilden Knaben werden die tüchtigsten Menschen".

„Wenigstens bei der Bourgeoisie."

„O, ich weiß es noch so gut wie gestern", sagte Isabella, „daß der Braune — so nannten wir ihn immer — seine Mutter war, glaube ich, eine Farbige — auf einem Schemel neben der Bude seiner Tante saß, mit einem Buche auf den Knien, aber wenn sie sich umschaute, dann stibitzte er sich rasch einen Apfel oder eine Birne."

„Und die Leute sollten unser so freundliches Dorenzathe kaufen?"

„O mein Sohn, mein Sohn!" klagte wehmüthig die alte Dame.

„Herr de Marcy wird wohl seine guten Gründe dafür haben. In jedem Fall wäre es mir angenehm, gnädige Frau, wenn Sie ihm gegenüber meinen Namen nicht nennen wollten."

„Wir wollen nicht mehr darüber reden, Barends. Bitte, liebe Isa, gib uns das Schachbrett . . . . Ich bin als eine de Marcy auf Dorenzathe eingekehrt und möchte mit Gottes gnädigem Willen nur als Leiche hinausgetragen werden."

„Bravo, Großmama!"

2. Kapitel.

„Madame la Douairiere erwarten Monsieur le Vicomte nach dem Dejeuner in ihrem Kabinett," so meldete Germain, der alte Kammerdiener der Gräfin de Marcy, der vor fünfzig Jahren seiner Herrin aus Frankreich gefolgt war, dem gnädigen Herrn Sohne den Wunsch seiner gestrengen Frau Mutter.

Der Vicomte hatte gerade seine Morgentoilette mit dem Jagdkostüm vertauscht; denn obschon erst gestern abend von einer Jagdpartie heimgekehrt, konnte er diesen Tag doch nicht vorbeigehen lassen, ohne seiner noblen Lieblingspassion zu fröhnen.

„Du siehst, daß ich im Begriff bin auszugehen," sagte der Graf verdrießlich, „bitte die gnädige Frau Mutter, sich bis heute abend zu gedulden."

„Madame haben gesagt, unmittelbar nach dem Dejeuner," sagte der Diener.

Der alte Diener blieb eine Zeitlang in respektvoller Haltung, aber eines anderen Bescheides gewärtig, an der Thüre stehen.

„Darf ich Madame melden, daß Monsieur le Vicomte gleich kommen werden?"

„Verdammt! Scher dich zum Gukuk und sag meinetwegen, daß ich ihr eben guten Morgen wünschen werde."

Germain zuckte bei diesen nicht sehr gräflichen Ausdrücken ein wenig zusammen und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung.

Der Graf hing sein Gewehr und seine Tasche nun und schritt, halb gleichgültig, halb unwillig vor sich hinsummend, den letzten Gang entlang, an dessen Ende sich das Gemach seiner Mutter befand.

Halbwegs trat ihm seine Tochter mit einem Strauß Herbstblumen entgegen und wünschte ihrem Vater mit einem herzlichen Kuß einen guten Morgen.

„Ein glücklicher Tag für mich, Bella, der mit Blumen beginnt," sagte er, eine Aster in sein Knopfloch steckend.

„Und vielleicht mit Dornen endet. Ich beneide dich nicht, Papa!"

„Warum? Hat Großmama wieder eine Reprimande in petto, oder ist eine Rechnung eingelaufen?"

„Schlimmer noch! O, du weißt nicht, was dir blüht. Aber du hast es auch verdient."

„Was denn, Kind? Ihr scheint euch beide gegen mich verschworen zu haben. Ist das Respekt gegenüber deinem Vater?"

„Ja, wenn er so ist. Großmutter hat das Verlangen, dir die Leviten zu lesen."

„Nun so gehe ich nicht hin; ich habe heute abend noch Zeit genug, ich will mir den Tag nicht verderben."

Isabella kam dem sich halb Umkehrenden zuvor, indem sie die letzte Thür rasch öffnete und hineinrief:

„Da ist Papa!"

„Trete ein!"

Der Vicomte schnitt ein langes Gesicht, und indem er seiner schelmisch davonhuschenden Tochter mit dem Finger drohte, trat er in das Zimmer seiner Mutter ein.

Die Gräfin saß aufrecht in ihrem Bett, das sie erst spät zu verlassen pflegte, aber sie war schon frisiert und mit einer eleganten Morgenjacke angethan.

Die Reste ihres Frühstücks standen auf einem Tischchen neben dem Bett, während ein Andachtsbuch, aus dem Isabella ihr jeden Morgen einige Kapitel vorlas, auf der Decke lag.

Sie schrieb gerade in ein Notizbuch die Gedanken auf, die ihr in der Nacht, wo sie wach lag, durch den Kopf gegangen waren.

Als ihr Sohn eintrat, legte sie das Büchelchen fort und erwartete ruhig den förmlichen Kuß, den er auf ihre Stirne hauchte.

„Ich habe mit dir zu reden," begann sie.

„Das hat Germain mir gesagt," sprach er, „aber ich habe jetzt nicht viel Zeit," fügte er hinzu, seine Uhr hervorziehend.

„Nun, die Hasen und Feldhühner werden wohl auf ihren Tod warten können, bis wir uns ausgesprochen haben."

„Um Gottes willen! Das könnte wohl eine ganze Woche dauern. Wann ist eine Dame je mit ihrer Zunge fertig?"

„Laß diesen unpassenden Scherz, mein Sohn, und beantworte mir nur die Frage: Warum willst du Dorenzathe verkaufen?"

„Dorenzathe verkaufen?" rief der Graf, einen Augenblick aus seiner Fassung gebracht, „aber, liebe Mutter, wer hat euch das denn aufgebunden? Barends vielleicht?"

„Der Name sagt mir genug. Also bitte nichts abzuleugnen, Gaston! Sage mir, welche Pläne du hast!"

„Meine Pläne? Ich habe keine Pläne. Wenn du dich nicht so an das alte Nest attachiert hättest, würde ich es längst verkauft haben. Für Bellas Zukunft wäre es viel besser, wenn ich mich in der Residenz niederließe."

„Ich wußte nicht, daß die Söhne in jetziger Zeit auf den Tod ihrer Mutter rechnen, um ihre Pläne festzustellen."

„Du verlangst wohl nicht, daß ich darauf antworten solle. Aber siehst du denn nicht ein, Mutter, daß ein Leben, wie ich es hier neun Monate lang führen muß, für einen Mann von meiner Bildung und meinen Neigungen unerträglich ist? Eine Whistpartie mit Barends und einigen langweiligen Junkern, das kann ich auf die Dauer nicht aushalten."

„Ich beklage mich nicht darüber, mein Sohn, daß weder deine Mutter noch deine liebe, geistreiche Tochter in deinem Leben mitzuzählen scheinen, das weiß ich längst — aber um in dem Haag oder Brüssel oder gar Paris zu leben, da ist noch etwas anderes nöthig, als der gute Wille und die Freiheit. Du weißt, daß ich mich nicht gerne mit Geldsachen bemühe, aber soviel weiß ich doch, daß die Finanzen unserer Familie nicht gerade glänzend sind. Wie gesagt, ich verachte das Geld, aber ich kann nicht leugnen, daß man doch bisweilen damit rechnen muß."

„Gewiß muß man damit rechnen, Mutter, und gerade deshalb bin ich auf den Gedanken gekommen, ob es nicht gut sei, Dorenzathe zu verkaufen und von dem Ertrage anderswo ein gutes Leben zu führen."

„So lange ich lebe, wird dies nicht geschehen, mein Sohn! Keinen Stein von Dorenzathe will ich abtreten, keinen Stein!"

„Das wäre auch nicht gut möglich," lachte der Vicomte spöttisch, „kein Stein ist mehr dein Eigenthum—doch wenn du nicht willst, so ist vom Verkauf nicht weiter die Rede. Ich werde fortfahren, Schulden zu machen und wie ein Einsiedler zu leben. Bella wird alt werden, ohne eine angenehme Partie zu finden."

„Isabella will lieber als Fräulein de Marcy sterben, ehe sie eine Mesalliance einginge."

„Wer wird heutzutage um die Gunst eines adligen Fräuleins betteln, das mehr Schulden wie Geld hat? Im Haag würde sie vielleicht einen alten Baron finden, um mit ihm unglücklich zu werden, wie der Bater mit —"

„Laß die Todten ruhen, Gaston! Kamille war ein paar Jahre älter als Du und weniger schön als deine Tochter, aber eine Frau, wie sie sein soll, das war sie."

„Ja, um mir das Leben zu vergällen, und ihr Brautschatz hatte auch keinen tiefen Boden. Aber sie war von altem Adel, das macht alles gut."

„Also, du gibst deinen tollen Plan auf?"

„Es war kein Plan; eine Dummheit von Barends, mit euch darüber sprechen. Wer sollte denn die Ruine noch kaufen mögen?"

„Barends hat bereits einen Käufer genannt, Dorus Brons, den Bruder unseres Zimmermanns."

„Der Wichser außer Dienst! Na, der hat Geld genug. Aber der ist nicht einmal wieder im Lande. Weißt du wohl, Mama, das ist der nämliche, der den armen Alfred zu Ambrawa im Hospital verpflegt . . . ."

„Ich weiß es, Gaston! Aber wozu werden heut' all die unangenehmen Dinge wieder hervorgeholt?"

„Dann kommen sie wenigstens von einer Seite. Bin ich entlassen?"

„Einen Augenblick — sag Herrn Barends, daß er mit keinem über die Sache spricht. Die Welt darf es nicht wissen, daß ein de Marcy sich mit dem Gedanken getragen hat, sein Stammschloß zu verkaufen."

„Ich werd' es ihm sagen," sagte der Vicomte zerstreut, indem er mit einer sehr zeremoniellen Verbeugung sich empfahl und mit viel rascheren Schritten, wie er gekommen war, sich entfernte.

Seine Mutter blickte ihm nach.

„Ein altes Kind! Wie war es früher doch anders — sein Vater hätte es nie gewagt, im Jagdkostüm zum „Lever" zu erscheinen, und er entschuldigte sich nicht mal deswegen. O die Jugend, die Jugend!"

Vor den Thoren des sogenannten Schlosses, das kaum auf diesen Namen Anspruch machen konnte, stand Fräulein Isabella, ihre Tauben fütternd.

Als sie ihren Vater kommen sah, rief sie ihm zu:

„Hat Großmama dich tüchtig hergenommen und bleibt Dorenzathe unser Eigenthum?"

„Albernes Ding!" schalt der Vicomte, „ihr macht einander närrisch mit dem Lesen eurer Adelsregister und dem Studieren der Wappenschilde. Es ist weit besser, als Bürger das Leben zu genießen, statt daß man sich als Herzog zu Tode langweilt."

„Das ist keine Antwort auf meine Frage, aber ich sehe es schon an deiner üblen Laune. Dein Plan ist zu Wasser geworden und das Schloß bleibt unser."

„Unser? Was ist noch unser — der Knopf der Wetterfahne gehört uns nicht mehr. Aber komm, Isabella, sei vernünftig und sage mir lieber einmal, ob du es nicht vorziehen würdest, in der Residenz Konzerte und Bälle mitzumachen und in die Oper zu gehen, als hier endlose Sonaten zu spielen und dich in eine nervöse Aufregung hineinzuhäkeln."

„Und Dorenzathe verlassen? Nein, Papa, nie! Es klingt gar zu schön, mich de Marcy von Dorenzathe nennen zu dürfen."

Der Vicomte wandte sich verdrießlich ab.

„Na, viel Vergnügen zu deinem adeligen Flitter!" rief er ihr zum Abschied zu.

Er trat aus dem Thore, unschlüssig, ob er den Feldweg oder die zur Stadt führende Straße einschlagen sollte.

Er entschied sich schließlich für das letztere und begab sich zu dem ansehnlichen Hause, wo der Notar Barends wohnte.

Bald erschien dieser im Salon um seinen Besuch zu begrüßen.

„Ah, Herr de Marcy! Sehr geehrt durch ihren Besuch? Wieder zur Jagd gerüstet? Sie hatten einen guten Tag, wie ich höre, enorm viel Hasen geschossen."

„Das geht leidlich, aber ich möchte sie bitten, Herr Barends, künftighin von meiner Abwesenheit keinen Mißbrauch zu machen, um die Hausgenossen gegen mich aufzuhetzen."

„Aufhetzen, ich? Sie belieben zu scherzen, Herr de Marcy. Meinen sie die Kaufgeschichte? Um ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich wollte die Damen ein wenig sondiren, um zu wissen, was sie davon hielten, denn ohne sie glaube ich —"

„Was sollten die auch eine Stimme im Parlament haben? Mir scheint daß ich als Eigenthümer des Schlosses und als Vormund meiner Tochter hier allein zu bestimmen habe, und meine Mutter ahnt gar nicht, wie die Dinge liegen."

„Das habe ich gemerkt."

„Nun, es ist meine Schuld nicht. Ich lebe sparsamer als irgendeiner meines Standes. — Früher, nun ja, da habe ich meinen Theil verzehrt: meine hochverehrten Eltern haben auch das Ihrige dazu beigetragen, die Schatulle in eleganter Weise zu leeren."

„Es würde ihrer Frau Mutter den Tod bringen, wenn sie das Schloß verlassen müßte."

„Ja, sie denkt auch, wenn sie nicht mehr da ist, kann geschehen was will. Aber ich muß doch auch an mein eigenes Los und das meiner Tochter denken."

Der Vikomte machte eine so wichtige Miene, daß der Notar unwillkürlich lächeln mußte, worin jener schließlich mit einstimmte.

„Sie lachen mich aus," sagte er, „dürfte ich den Grund Ihrer Heiterkeit erfahren?"

„Ich kann mir sie nicht als denkend vorstellen, Herr de Marcy."

„Ich selbst auch nicht," erwiderte der Vikomte, „aber Müssen ist Zwang. Barends, wenn Sie mir einen schaffen könnten, der das alte Schloß mit den Hypotheken übernähme, der könnte meinen Adel und den ganzen Kram in den Kauf bekommen, wenn er mir ein paar tausend Gulden Rente garantierte."

„Das Schloß würde allenfalls noch einen Liebhaber finden, für den Adel will ich nicht haftbar sein."

„Der Brons hat ja ein Auge darauf geworfen. Mein früherer Schuhputzer, das ist kostbar. Ich habe ihm früher mal einen Stiefel an den Kopf geworfen und da hat er mir und meinem Bruder des Abends aufgelauert, um mit uns abzurechnen, als wenn wir gewöhnliche Menschenkinder wären."

„Und der Vikomte de Marcy lief davon, wenn ich mich recht erinnere, und ließ seinen Bruder die Sache allein ausfechten."

„Ich durfte mich doch nicht mit jenem lumpigen Stiefelwichser messen," entgegnete der Graf, in welchem sich plötzlich wieder das blaue Blut regte.

„Aber die Sache ist Ihrem Bruder schlecht bekommen."

„Ja, der arme Kerl wurde am Kopfe verwundet, warum brauchte er sich mit dem Lumpen einzulassen? Er bekam schwere Fieber und nach der Zeit ist es bei ihm nicht mehr richtig gewesen. Das erklärte viele seiner tollen Streiche, besonders den letzten, um als Kolonialsoldat Dienst zu nehmen und elend in einem Hospital zu sterben.

„Wenn ich nicht irre, ist Brons gerade wegen dieses unglücklichen Vorfalles nach Ostindien gegangen."

„Ja, Papa hat die Sache angegeben und dafür mußte der Junge ein paar Wochen sitzen; dann war er verschollen, bis meine Mutter einen Brief von ihm erhielt, worin er mittheilte, daß er meinen Bruder im Spital besucht und ihm die letzten Augenblicke versüßt habe."

„Ja, es ist ihm gut ergangen; er hat seinem Bruder geschrieben, er möge sich nach einem schönen Hause für ihn umsehen, und als dieser mit mir darüber sprach, mußte ich gleich an unsere Unterredung denken."

„Er will sich hier niederlassen."

„Es scheint so."

„Ein sonderbarer Geschmack für einen Millionär, sich da niederzulassen, wo er früher Schuhputzer gewesen ist. Dann wird die ganze Sippschaft der Brons und Pierings Handel und Handwerk wohl an den Nagel hängen."

„Ich kenne seine weiteren Pläne nicht. Vorläufig habe ich das Haus des früheren Bürgermeisters für ihn gemiethet. Sie lassen Ihren Plan also fahren?"

„Durchaus nicht, aber man wird den Frauen vorerst nicht mehr damit kommen dürfen. Sagen Sie vorläufig nichts davon, denn ich will um keinen Preis, daß es weiter bekannt wird."

„Sie können sich darauf verlassen, Herr de Marcy."

„Also das bleibt dabei; aber denken Sie daran, eine gute Summe muß dabei ausbedungen werden."

„Natürlich, das ist selbstverständlich."

„Adieu, auf Wiedersehen!"

Und eine halbe Stunde später hatte Gaston de Marcy in der Verfolgung einer Kette Feldhühner all seine hausväterlichen Sorgen vergessen.

3. Kapitel.

Die Familien Brons und Piering hatten alle Hände voll zu thun. Heute wurde der reiche Bruder aus Ostindien erwartet, und für dieses wichtige Ereignis mußten die letzten Vorbereitungen getroffen werden.

In dem ehemaligen Bürgermeisterhause machte Brons, der Zimmermann, den letzten Rundgang, um zu sehen, ob alles in Ordnung war, während seine Schwester im Festgewande den angenehmen Farbenkontrast, den die feuerrothen Gardinen mit den grasgrünen Polstern der Stühle bildeten, bewunderte und auf dem Marmortische ein vorläufiges Mahl anrichtete, wonach ihre vier Buben schon begehrliche Blicke warfen.

Anuchen Brons, die älteste Tochter des Herrn Brons, stand vor einem Spiegel, ihre neue Toilette musternd, während ihre Tante über die Eitelkeit des jungen Völkchens murrte, das nicht müde wurde, sich selbst zu begaffen, und nicht daran dächte, einer alten Frau, wie sie war ein wenig zur Hand zu gehen.

Onkel Borus hatte im voraus Geld geschickt und alle Freiheit gegeben, sein Haus so prächtig wie möglich einzurichten; natürlich hatten Bruder und Schwester diesen Auftrag mit großem Eifer erfüllt. Frau Piering, die sonst nur bis in den Gang der vornehmen Häuser kam, um ihre Früchte abzusetzen, war nicht wenig stolz darauf, nun selbst in einem der schönsten Häuser alles anzuordnen.

Fortsetzung folgt.

Ein Priesterherz

(Für den „St. Peters Boten" aus dem Französischen übersetzt von P. Chrysostomus, O.S.B.)

I.

Während das junge Volk des Fleckens Moustiers-Saint-Louis sich auf dem schattigen Hof der Kirche durch munteres Spiel für das lange Stillsitzen zu entschädigen suchte, ging der gute Seelenhirt nach Beendigung des Katechismus-Unterrichts mit eiligen Schritten seiner bescheidenen Wohnung zu. Schnell nahm er einige Kleidungsstücke, eine kleine Statue der Muttergottes, sein Brevier, ein Kruzifix und verschloß dies alles in eine kleine lederne Reisetasche, deren abgenutzte Ecken bewiesen, daß sie ihm schon manchen Dienst geleistet habe.

Die alte Anna, welche seit fünfzehn Jahren seinem Haushalte vorstand, half ihm bei diesen Reise-Vorbereitungen und wischte sich dabei öfters heimlich eine Träne aus den Augen.

„Was, Sie wollen nichts essen?" sagte sie zu ihm in ihrer fast zur Gewohnheit gewordenen schroffen Weise, „es ist wirklich sündhaft, mit einem leeren Magen auf die Reise zu gehen. . . . Sie sollten wenigstens Ihre Suppe essen."

„Ich habe keine Zeit, Anna," antwortete der Pfarrer, „in einer Viertelstunde ist der Zug im Bahnhof und es bleibt mir gerade genug Zeit, hinzukommen; aber tröste dich, du hast nicht umsonst gekocht, ich bin sicher, der liebe Gott wird dir schon einen armen Schlucker schicken, der deiner Kochkunst vielmehr Ehre antun wird als ich."

Die alte Dienerin zuckte mit den Achseln, die Worte murmelnd: Er ist immer derselbe. „Sie kommen bald zurück?" frug sie ihn dann mit halb verdrießlicher, halb trauriger Stimme.

„Ja freilich; es ist nur eine Abwesenheit von höchstens fünfzehn Tagen, ich muß für die Charwoche wieder zurück sein und nun sind wir schon mitten in der Fastenzeit. Geh', hab' Mut und weine nicht mehr und bete für mich; vor allem aber weise die Armen, die beim Pfarrhaus anklopfen, nicht ab. Das sind, wie du weißt, meine und unseres Herrn bevorzugte Freunde, und behandle sie daher auch demgemäß. Vergiß nicht, auch der Witwe des alten Batiste jeden Tag eine kräftige Suppe zu bringen."

Ihr Lebewohl sagend, verließ der Herr Pfarrer das Haus.

Zehn Stunden später sehen wir ihn auf dem Pflaster der Hauptstadt, in welcher er seine Jugend verlebt und die er seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, dahin eilen. Ein trauriges Geschick zwang ihn zu diesem Besuch . . . . Nach einem langen Marsch, kreuz und quer durch viele Straßen der Großstadt, hielt er plötzlich vor einem großen, massiven Gebäude. Was ließ ihn auf einmal so schmerzhaft erschauern; nun machte er auf seinem Herzen das Zeichen des Kreuzes — „O mein Gott!" sprach er, „dir opfere ich es auf!" und augenblicklich wieder aufgeheitert, betrat er das Haus.

II.

Der Priester, Joseph Montmoret, war der Sohn eines Soldaten und — einer Heiligen. Er hatte den Mut seines Vaters und die Frömmigkeit seiner Mutter geerbt. Nichts trübte des Kindes, des Jünglings Herzensreinheit; am Tage seiner Erstkommunion hatte der kleine Joseph die seltene Gnade, seinem Gott ein noch mit der Taufunschuld geschmücktes Herz darzubringen.

Sein offener und entschlossener Blick verriet ein rechtschaffenes Herz und eine außergewöhnliche Energie; er besaß alle Anlagen eines Heiligen und die eines Helden.

Eines Tages — Joseph hatte soeben das sechzehnte Jahr erreicht — erschien er vor dem tapferen General Charette, der Vorbereitungen traf, mit seinen Zouaven dem glorreichen Papste Pius IX., dessen Staaten von Garibaldi arg bedrängt waren, zu Hilfe zu eilen.